

KUNST CHRONIK

MONATSSCHRIFT FÜR KUNSTWISSENSCHAFT
MUSEUMSWESEN UND DENKMALPFLEGE

54. JAHRGANG Juli 2001 HEFT 7

HERAUSGEGEBEN VOM ZENTRALINSTITUT FÜR KUNSTGESCHICHTE IN MÜNCHEN
MITTEILUNGSBLATT DES VERBANDES DEUTSCHER KUNSTHISTORIKER E.V.
VERLAG HANS CARL, NÜRNBERG

Tagungen

Denkmalpflege und städtebauliche Entwicklung

Tagung des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege. Potsdam, Fachhochschule, 14.- 17. September 2000.

An der Potsdamer Herbsttagung des »Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege« (Vereinigung der Hochschullehrenden im Fach Denkmalpflege) stand das Thema »Denkmalpflege und städtebauliche Entwicklung« auf dem Programm. Dieses Teilgebiet der Denkmalpflege, das auch als »städtebauliche Denkmalpflege« oder, weniger schön, als »Flächendenkmalpflege« bezeichnet wird, stellt eine zunehmend wichtige, wenn auch sehr komplexe Aufgabe dar. Macht man sich klar, daß die für das kulturelle Erbe maßgeblichen Weichen in der Regel bereits in der Entwicklungs- und Bauleitplanung gestellt werden, daß dort über Erhaltung oder Überplanung historischer Anlagen oder Einzelbauten entschieden wird, dann leuchtet es ein, daß Denkmalpflege so früh wie möglich an Stadt- oder Ortsplanung beteiligt werden muß.

Hintergrund für die Forderung nach »städtebaulicher Denkmalpflege« waren vor allem die großflächigen Stadt- und Abbruchsanierungen der 60er und 70er Jahre, die Baudenkmäler – wenn überhaupt – oft nur als lächerliche Geschichtsrelikte oder »Traditionsinseln« übrigließen. Sozusagen auf der Rückseite dieser zunächst mit Mitteln der Städtebauförderung durchgeführten Sanierungen, der Wohnquartiere und ganze Stadtviertel zum Opfer fielen, entwickelte sich ein geschärftes Bewußtsein für die Bedeutung räumlicher und historischer Zusammenhänge und für die Maßstäblichkeit historischer Architektur. Deutlich wurde auch, daß mit der Beschränkung auf Einzelobjekte derart zerstörerische Entwicklungen nicht aufzuhalten waren. Erst mit den neuen denkmalpflegerischen Instrumenten des Ensemble-, Umgebungs- oder Bereichsschutzes

und mit einer 1976 aktualisierten Städtebauförderung, die sich seitdem auch auf Erhaltung ausdehnen ließ, konnte »erhaltende Erneuerung« in größerem Stil und mit öffentlichen Mitteln praktiziert werden.

Eine neue Situation besteht seit 1989 im Osten Deutschlands, vor allem wegen der Menge notwendiger Stadterneuerungen. Entsprechend standen auf der Potsdamer Tagung Beispiele aus Brandenburg im Vordergrund, eine Exkursion führte in das ehem. Prominentenviertel, das Villengebiet von Babelsberg, eine andere in die Stadt Brandenburg, wo trotz vorbildlich geplanter und teils schon durchgeführter Altstadtsanierung eine Rückkehr der Bewohner aus den Plattenbausiedlungen nur zögernd in Gang zu kommen scheint – vermutlich eine Nachwirkung der jahrzehntelangen Anti-Altstadt-Ideologie der DDR. Außerdem wirkt sich hier wie in vielen anderen ostdeutschen Städten fatal aus, daß in die Modernisierung der Plattenbausiedlungen schon bald nach der deutschen Einheit enorme Fördergelder flossen. Da man überdies auch den Einfamilienhausbau auf der grünen Wiese förderte, kam es zu einem absurden Ringen um die Bewohner der ohnehin schrumpfenden Städte, bei dem die historischen Stadtkerne nicht selten das Nachsehen haben.

Zur Eröffnung sprach der Präsident der Akademie der Künste Berlin, der ungarische Schriftsteller und Soziologe György Konrad. Als beobachtender Spaziergänger evozierte er die europäische Stadt als »beste Erfindung Europas«. Ihre Dichte und Vielfalt seien wichtig für die Menschen und ihre Suche nach »Vertrautheit«. In diesen Städten bekomme man etwas zu sehen, könne meditieren, Leuten begegnen, Erfahrungen machen. Doch tendierten große, monotone Ballungsräume, Produkte des kapitalistischen Größenwahns, zur Depersonalisierung statt zur Urbanität. Stadtplanung müsse daher gliedern, detaillieren und vor allem für eine Re-personalisierung sorgen, wozu das menschliche Maß ebenso gehört wie Achtung vor der Vergangenheit.

In ihrem Versuch, für die anwesenden Denkmalpfleger, Hochschulangehörigen, Behördenvertreter, Planer und Architekten die Frage zu beantworten: »Was ist eigentlich städtebauliche Denkmalpflege?«, räumten Ulrike Wendland und Maria Deiters (TU Berlin) das

(sogar unter Fachleuten noch verbreitete) Mißverständnis aus, »städtebauliche Denkmalpflege« habe nur Ortsbilder oder Strukturen, nicht aber die sie konstituierende Bausubstanz zu schützen und zu pflegen. Sie charakterisierten städtebauliche Denkmalpflege als »Makroversion«, die ebenso auf dem historischen Denkmalbegriff fuße, substanzbezogen sei und Authentizität und Alterswert zu respektieren habe wie die Einzeldenkmalpflege. Das zeigten bereits die älteren unter den vorbildlichen Planungen aus den 60er und 70er Jahren, wie z. B. die Stadterneuerungsplanung des Zentrums von Bologna oder diejenige der Berliner Stadtteile Kreuzberg und Charlottenburg im Rahmen der IBA unter H.-W. Hämer. In beiden Fällen hatte man es sich zur Aufgabe gemacht, bauliche, infrastrukturelle und wirtschaftliche Verbesserungen auszuführen, ohne die bestehende Bausubstanz und ohne die angestammte Bewohnerschaft auszuwechseln.

Zentrales Tagungsthema war die Frage, wie Denkmalpflege und notwendige städtebauliche Entwicklung miteinander vereinbar seien. Dem Urteil (das sich häufig als ungeprüftes Vorurteil herausstellte), wonach Denkmalpflege oft geradezu als Verhinderer wirtschaftlich tragfähiger Entwicklungen angesehen wird, wurde von ganz verschiedenen Seiten widersprochen. So sei der Gedanke einer nachhaltigen Stadtentwicklung, wie er in der »Kommunalen Agenda« gefordert wird, einer Entwicklung also, die nicht kurzfristig und ohne Rücksicht auf soziale, kulturelle oder ökologische Verluste einseitig ökonomische Ziele verfolgt, in bestem Einklang mit den Zielen städtebaulicher Denkmalpflege, wie Peter Echter vom Deutschen Institut für Urbanistik versicherte. Verschiedene Fachleute berichteten anhand konkreter Beispiele über gesetzliche, fachliche und finanzielle Mittel (Fördermittel) und Methoden (Instrumente), um die gesellschaftlichen Belange der städtebaulichen Denkmalpflege und der städtischen Entwicklung »unter einen Hut zu bringen«.

Für eine Stadtentwicklung unter frühzeitiger Beteiligung der Denkmalpflege plädierte der Brandenburgische Landeskonservator Detlef Karg. Auf dem Spiel stehe »nichts Geringeres als die Lebensqualität«, nicht zuletzt in Brandenburg selbst, wo ca. hundert Städte auf einen Entwicklungsplan warteten. Mit einem inzwischen gut entwickelten Instrumentarium, den Denkmalpflegeplänen, könnten die Weichen rechtzeitig und ohne Reibungsverluste so gestellt werden, daß weder die städtische Entwicklung noch die Wohn- und Lebensqualität der Bewohner auf der Strecke bleiben müßten. Das sich wandelnde Verhältnis der Denkmalpflege zu den Städten seit dem Beginn der offiziellen Denkmalpflege zu Beginn des 20. Jh.s wurde von Wendland und Deiters aufgedeckt. Als aufschlußreich erwies sich auch der Vergleich der beiden deutschen Staaten und ihr jeweiliger Umgang mit den historischen Altstädten, die erst allmählich nach den Kahlschlagsanierungen (hüben wie drüben) wieder ins Bewußtsein traten. Die Praxis der Stadtplanung freilich hinkte der Einsicht in die Bedeutung dieses schützenswerten Erbes noch längere Zeit hinterher. Haben heute die theoretischen Grundlagen durchaus »hohes Niveau«, so scheitert doch noch immer deren Umsetzung, der Einbezug größerer Bereiche von historischer Bedeutung (Haus- und Villengärten, Straßen, Wege, Anlagen) in die Entwicklungsplanung an bestimmten Um- und Widerständen. Die Referenten bemühten sich, diese den Teilnehmenden aller Sparten bewußt zu machen, und es wurde deutlich, daß ein großes Informationsdefizit herrscht in der Öffentlichkeit, bei Bauträgern und Behörden. Man müsse mehr und besser über Möglichkeiten der städtebaulichen Denkmalpflege als Teilgebiet der Stadtplanung informieren; von Lobbying und Werbung war die Rede, die von der Denkmalpflege zu wenig für ihre Ziele eingesetzt würden.

Als Vertreter des Brandenburgischen Ministeriums für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr betonte Jürgen Schweinberger die Not-

wendigkeit einer erhaltenden oder »nachhaltigen« Stadterneuerung, die zwangsläufig städtebauliche Denkmalpflege sei. Eine große Gefahr sieht er in den immer lauter werdenden Forderungen nach Deregulierung. Dagegen sei es wichtig, Forschungen im Sinne von Voruntersuchungen zu fördern, und daraus »den guten Kompromiß« gemeinsam zu entwickeln.

Der Referent für Denkmalpflege im Brandenburgischen Kultusministerium, Hartmut Dörgerloh, verwies auf die hohe Akzeptanz der Stadterneuerungsmaßnahmen in der Ex-DDR. Vermutlich dürfte es hier mehr darum gehen, das Bewußtsein für Planungsqualität und Nachhaltigkeit zu entwickeln und sich nicht mit »Erinnerungsinseln« zufriedenzugeben. Der Verweis auf L. Benevolos Kriterien für die funktionierende europäische Stadt – Komplexität, Konzentration, Kontinuität, Fähigkeit zur Erneuerung – darf wohl auch so verstanden werden, daß Eigenschaften wie Kontinuität und Komplexität nur mit maßvoller Erneuerung, nicht aber mit Kahlschlag und Megastrukturen zu erreichen sind.

Über seine Erfahrungen mit den Instrumenten der Planung und Förderung berichtete der Architekt und Planer Peter Kloss (GSW - Gemeinnützige Siedlungs- und Wohnungsbau-gesellschaft, Berlin). Auch er pries den im Brandenburgischen Denkmalschutzgesetz verankerten Denkmalpflegeplan als wertvolle Grundlage für städtebauliche Denkmalpflege. So könnten beispielsweise Sanierungsziele auch dort festgeschrieben werden, wo denkmalpflegerische Auflagen nicht formuliert werden könnten. Ein Denkmalpflegeplan trägt zur Kalkulierbarkeit für alle Beteiligten bei und kann konfliktmildernd wirken, Kräfte konzentrieren und den Abwägungsprozeß zwischen Zielen der Stadtentwicklung und denen der Denkmalpflege befriedigender gestalten.

Die Tagung hat gezeigt, daß unter den schwierigen ökonomischen und gesellschaftlichen Bedingungen in den ostdeutschen Bundeslän-

dern seit zehn Jahren vielerorts neue Standards städtebaulicher Denkmalpflege gesetzt werden. Trotz zahlreicher Konflikte, fehlgeleitener Entwicklungen und schmerzlicher Verluste von Denkmälern: gestützt durch die zahlreichen Förderprogramme werden die Anliegen des Erhaltes von Einzelbauten, Siedlungsstrukturen, Stadtquartieren und historischen Stadtkernen nicht allein von den Denkmalfach- und -schutzbehörden vertreten, son-

dern in der Kooperation mit Planern, Politikern, Investoren und Eigentümern. Die neuen Formen des verantwortlichen Umgangs mit dem kulturellen Erbe der Städte, die hier erprobt und praktiziert werden, könnten – nicht zuletzt angesichts verlagerter städtebaulicher Probleme wie das Schrumpfen der Städte – wegweisend sein für andere Regionen.

Marion Wohlleben

THOMAS THEODOR HEINE

München, Städt. Galerie im Lenbachhaus und Kunstbau, 9. September-26. November 2000; Berlin, Bröhan-Museum. Landesmuseum für Jugendstil, Art deco und Funktionalismus, 16. Dezember 2000-18. März 2001. – Katalog hrsg. v. Helmut Friedel. Leipzig, E. A. Seemann Verlag 2000. DM 98,-. Bd. 1: Th. Th. Heine. *Der Biß des Simplicissimus. Das künstlerische Werk.* Von Thomas Raff. Mit Beiträgen v. Michaela Rammert-Götz u. Elisabeth von Dücker. (176 S. mit 383 farb. und s/w Abb.). Bd. 2: Th. Th. Heine. *Der Herr der roten Bulldogge.* Von Monika Peschken-Eilsberger (196 S. mit zahlr. s/w Abb.).

Es hat lange gedauert, bis eine umfangreiche Retrospektive in der Städtischen Galerie im Lenbachhaus und anschließend im Bröhan-Museum wieder auf den als Karikaturisten bekannten Thomas Theodor Heine (1867-1948) aufmerksam machte, der »zeitweise (als) einer der populärsten Künstler Deutschlands« (Thomas Raff, Bd. 1, S. 14) galt. Auch wenn sich eine derartige Auszeichnung schon lange abgenutzt hat, so fragt sich dennoch, warum es zu einem Desinteresse an der musealen Aufarbeitung von Thomas Theodor Heines Werk kam. Und dies nicht nur im bundesrepublikanischen Nachkriegsdeutschland, sondern ebenfalls in der DDR, wo Heine als bürgerlicher Künstler ideologisch kaum zu vereinnahmen war (vgl. *Lexikon der Kunst* 1981, Bd. II, S. 246f.). Nach derzeitigem Forschungsstand können zumindest für die Bundesrepublik mehrere Gründe verantwortlich gemacht werden: etwa die Nachwirkungen von Heines ungünstigen zwischenmenschlichen Beziehungen zu den früheren künstlerischen Mitstreitern und Geschäftspartnern so-

wie die Tatsache, daß er als Jude bereits 1933 aus München vor den Nazis über Prag, dann Brünn und Oslo nach Stockholm floh, nach dem Krieg nicht mehr zurückkehrte und 1948 als schwedischer Staatsbürger starb.

Deshalb drängte sich sein Name dem Ausstellungsbetrieb nicht gerade auf: zu nennen sind Gedächtnisschauen im Herzog Anton Ulrich-Museum in Braunschweig von 1948 und im Freiburger Kunstverein von 1953; der Heinesche Nachlaß wurde vom Lenbachhaus erworben und 1960 der Öffentlichkeit gezeigt. Danach vergingen nahezu vierzig Jahre, bis Thomas Raff 1998 Heines *Diessener Jahre am Ammersee* zum Thema einer Ausstellung machte und 2000/01 die ebenfalls von Raff erarbeitete ambitionierte Retrospektive in München und Berlin zustandekam. Das Argument, Heine sei lediglich als Karikaturist der 1896 vom Verleger Albert Langen und ihm selbst gegründeten legendären, satirisch-politischen Wochenschrift *Simplicissimus* im Gedächtnis geblieben, erklärt die geringe Beachtung nicht hinreichend. Denn die Kollegen,